

ersetzte abstrakte Formulierungen durch konkrete Vorstellungen und machte es uns auch leichter, uns mit Nicht-Ordensleuten zu verständigen. Es scheint mir allerdings, daß ein ziemlicher Teil unserer Leute noch nicht offen genug für diesen Wechsel im Ausdruck und der Anschauungsweise ist. Der Hinweis möchte für diese und die anderen eine Ermunterung sein, den Ausdruck Gemeinschaft an vielen Stellen durch Gruppe zu ersetzen.

Der Sinn für Gemeinschaft und gemeinsames Apostolat in Männerklöstern

Von Bonifatius Strack, OFM^{Cap}, Augsburg

Alle Darlegungen dieser Tagung, die sich mit dem Apostolat befaßten, kreisten um die bekannte Auffassung vom Apostolat, die das Zweite Vatikanum in Art. 2 des Dekretes über das Apostolat der Laien formuliert und in Nr. 33 des Dekretes über die Hirtenaufgabe der Bischöfe auf uns Ordensleute hin neu konkretisiert hat. Apostolat ist danach alles und nur das, was dem Heilsauftrag der Kirche (es sind in Art. 2 dafür andere Wendungen gebraucht) sich verbunden weiß; es wird ferner gesagt, daß durch alle Unterscheidungen hindurch das Apostolat im Grund eine Einheit bildet; und schließlich, daß die apostolischen Dienste auf vielfache Weise gegliedert sind.

Jetzt wenden wir uns einem anderen, nicht weniger wichtigen Komplex zu: der *Gemeinschaft*, der *Gemeinsamkeit*, der *Einheit*. Von ihr sagt das Konzil im Ordensdekret (Art. 15, Abs. 1): „Ja die Einheit der Brüder macht das Kommen Christi offenbar (vgl. Jo 13, 35; 17, 21), und es geht von ihr eine große apostolische Kraft aus.“ Mir scheint, daß diese Aussage mehr ist als Ausdruck eines Wunsches; eine Aussage, die das Wesen treffen will, für unsere Kommunitäten nicht weniger als für unser Apostolat. Sie ist in diesem Zusammenhang nicht auf die Tätigkeit der Ordensgemeinschaften hin formuliert, aber sie schließt auch diese ein: auch sie soll Ausdruck der Einheit sein, aus der heraus die Dienste der Mitglieder getätigt werden.

Wir sind uns bewußt, daß man nicht engstirnig an dieses Anliegen herangehen darf, also nicht mit einer einzigen Vorstellung von Gemeinschaft im Kopf und im Herzen. Es dürfte viele Spielarten von Gemeinschaft geben, die nicht nur von der Größe und Zusammensetzung der Kommunität, sondern auch vom Apostolatsauftrag abhängig sind. P. Pöppinghaus hat dem, was hier vorschwebt, das „individualisierte Apostolat“ (vgl. in ds. Vortrag II, 6) gegenübergestellt; darunter ist zu verstehen, daß jemand sein Apostolat so betreibt, als ob er nicht in einer

Gemeinschaft stände, also neben den anderen her, in Absonderung von den anderen, unter Ausschluß der anderen, jedenfalls ohne Rückbezug auf die Kommunität. Wir spüren alle, daß an diesem Punkte vermutlich die Front liegt, mit der wir es zu tun bekommen.

Mir ist nicht die Aufgabe zugefallen, neue Formen vorzustellen, sondern der Auftrag, aus der Kenntnis meiner und anderer Ordensgemeinschaften über den bei uns zu beobachtenden Sinn für Gemeinschaft im Apostolat und für das Apostolat in Gemeinschaft zu sprechen. Also eine Art Bestandsaufnahme. Ich habe vor, nichts zu beschönigen, damit klar wird, wo wir ansetzen müssen, wenn wir nicht Traumvorstellungen nachlaufen wollen.

I. DER ANTEIL DER GEMEINSCHAFT AM APOSTOLAT

1. Wer hat die bisherigen Apostolatsformen bestimmt?

a) Auf Grund der Verfassung und der jeweiligen gesetzlichen Regelung: Zunächst einmal der höhere Ordensobere, der durch die Versetzungen auch die einzelnen Seelsorgsposten entsprechend besetzt hat. Der einzelne, der solch einen höheren Auftrag erhielt, hat dann meist wohl auch sehr sendungsbewußt diese seine Aufgabe ausgeführt; er hat nicht so leicht einen anderen mitreden, geschweige denn mitarbeiten lassen. Dies gilt ganz besonders für die Ordenspriester, die in der Seelsorge bei bestimmten Gruppen standen, das gilt aber ebenso auch für die Pfarrseelsorge. Darum gab es in Pfarreien am Kloster immer wieder Schwierigkeiten zwischen dem einzelnen Pfarrer dieser Ordenspfarrei und dem dort zuständigen Hausoberen, falls der Pfarrer nicht selbst Hausoberer war.

Für die Apostolatsarbeiten, die mit den einzelnen Niederlassungen verbunden sind, also für die „gewöhnlicheren“ Formen der Seelsorge wie Aushilfstätigkeit, Beichtstuhl­tätigkeit, war der jeweilige Hausobere zuständig. Dieser hat seinerseits mehr oder minder frei und selbständig über seine Mitbrüder verfügt, soweit diese nicht durch Aufträge anderer gebunden und vergeben waren.

b) Sieht man genauer zu, so waren eben doch nicht die Oberen allein diejenigen, die das Bild des Apostolates eines Klosters bestimmten.

Über Untergebene, die im Erzieherdienst oder Schuldienst standen, konnte der Hausobere ja sowieso nicht verfügen, falls ein Haus nicht allein diesem Zwecke diene. Überdies sind doch gerade diese Mitbrüder durch anderweitige Ordnungen und Verpflichtungen (Schulplan, Stundenplan etc.) zuerst bereits so stark gebunden, daß man sie nicht sehr viel anderwärts einsetzen kann. Freilich haben diese Mitbrüder (gleichsam als Ausgleich) sich öfter noch anderen Sparten der Seelsorge zugewandt, diese entspra-

chen aber mehr persönlicher Neigung, können also als individualisiert bezeichnet werden; der Hausobere hatte darin nicht recht viel mitzureden. Die wenigen, die vom Hausoberen für bestimmte Formen der Seelsorge, solche meist herkömmlicher und heute auch auslaufender Art (z. B. Aushilfstätigkeit, Triduen u. ä.), bestimmt werden konnten, wurden dessen auch langsam überdrüssig. Sie sahen, wie andere oft gegen den Gehorsam sich auf bestimmte Seelsorgsformen spezialisiert hatten; aber die sogenannte „Dreckarbeit“ des Apostolates blieb auf einigen wenigen hängen, die sich mitunter genau so zu „Höherem und Besserem“ berufen fühlten. Wieviel Spannung und Unfrieden schwelte dadurch zuweilen in unseren Kommunitäten!

c) Angesichts dieser Tendenzen erleben wir es heute in unserer Provinz, daß für die (schon früher nicht ganz zutreffend so genannte) „außerordentliche Seelsorge“ im herkömmlichen Sinn fast keine Leute mehr zur Verfügung stehen oder sich zur Verfügung stellen wollen; diese Form der Seelsorge fülle einen Priester hauptberuflich nicht mehr aus. Hinzu kommt, daß auch die Auffassung vom Ordensleben in unseren Gemeinschaften sich beträchtlich geändert hat bzw. im Ändern begriffen ist, bedingt durch die allgemeine Neubesinnung nach dem Konzil und die neuen Satzungen des Reformkapitels. Die sogenannte Vita mixta, bestehend aus einer Verbindung von monastischer Lebensform mit Apostolat, wie man sie uns aufgezwungen hatte, hat ihre Bedeutung heute weithin verloren, sie ist praktisch so nicht mehr zu verwirklichen.

2. Wie hat der einzelne seine Apostolatsarbeit ausgeführt?

Wie schon aufgeklungen, hat der einzelne Ordensmann seine Seelsorgs- und Apostolatsarbeit im allgemeinen individuell, fast individualistisch ausgeübt. Jeder mehr oder minder für sich. Eine Koordinierung oder eine Kooperation hat weitgehend gefehlt. Ich erinnere mich, daß ich als junger Pater einmal mit einem älteren auf ein 40stündiges Gebet geschickt wurde. Ich mußte mir meine Predigten alle neu erarbeiten. Darum bat ich ihn um eine Festsetzung der Thematik. Ich bekam zur Antwort: „Mach du nur deine Predigten, ich werde das sagen, was du nicht sagst.“

Man ließ sich auch nicht gerne in seine Arbeit „hineinpfuschen“, wie man sagte. Und man hütete sich ebenso, einem anderen irgendwie in sein Gehege zu kommen. Damit blieb das Interesse des einzelnen natürlich auch mehr oder minder auf Teilgebiete beschränkt. Der Obere hatte lediglich Sorge zu tragen, daß der „Laden“ so einigermaßen lief, daß für die ordensinternen Aufgaben immer auch hinreichend Ordensleute da waren, daß die eigene Kirche versorgt und der Beichtstuhl etc. entsprechend besetzt wurden. Die Patres, die man erübrigen konnte, wurden dann, so weit sie verfügungswillig waren, den Pfarrern zur Verfügung gestellt; oft

genug dem Pfarrer, der es mit dem Oberen am besten verstand und der (vielleicht unausgesprochen) auch am meisten an Geld in Aussicht stellte. Diese und jene Mitbrüder, die besonders charismatisch begabt waren, haben ihre Kraft einer besonderen charismatischen Aufgabe gewidmet. Einige von ihnen haben sicherlich sehr Großes geleistet; sie wurden aber von den übrigen Mitbrüdern und auch von den Oberen nicht immer sonderlich ernst genommen, sondern mehr als Außenseiter gesehen und gewertet und notgedrungenerweise geduldet.

3. Wie waren wir Gemeinschaft und wie sind wir es vielleicht noch?

Unsere Gemeinschaften waren, was die apostolische Gesinnung betrifft, auch als Gemeinschaften apostolisch, nicht aber, soweit die im eigentlichen Sinne apostolische Tätigkeit gemeint ist; der einzelne aus der Gemeinschaft mitunter freilich um so mehr. Ein jeder hatte eine Aufgabe; manche vielleicht mehr in Abhängigkeit von ihrem Hausoberen, der sich seinerseits vielleicht nicht getraute, die einzelnen noch mehr zu beanspruchen. Andere mehr auf eigene Faust und vielleicht sogar sehr engagiert, aber doch auch wieder so, daß der Obere über sie nicht verfügen konnte. Unsere Klöster und Konvente waren Stätten, wo man sein Zimmer, seine Zelle hatte, wo man sich zum Essen traf, wo sich einzelne dann auch noch zum sogenannten Chorgebet versammelten (andere glaubten, sie hätten in dieser Zeit „wichtigere“ Dinge zu tun), wo man am Abend, wenn es ging, vielleicht auch noch zur gemeinsamen Rekreation zusammenkam, vielleicht zu einem Schafkopf oder einem Skat, wo man nach 21.00 Uhr vielleicht auch einmal über ein theologisches Thema diskutierte, was sich im kleinen Kreis bis zur Mitternacht und darüber hinaus ausdehnen konnte. Ein Minimum von Gemeinschaftsleben war also gegeben, irgendwie auch eine Form von Gemeinschaftsapostolat, insofern der Obere einige Arbeiten verteilen durfte und mußte. Ansonsten haben unsere Häuser doch weithin das Gepräge eines Junggesellenwohnheims gehabt, wenigstens soweit ich mit meinen 20 Ordensjahren das beurteilen kann, bzw. sie waren Gemeinschaften mit formalistischer Observanz.

4. Heutiges Hinausdrängen aus der bisherigen Gemeinschaftsform

Wenn wir die Tendenzen heute anschauen, werden wir sagen müssen, daß das Drängen zu einem gemeinsamen Apostolat weder stark ist noch alle erfaßt. Dazu sind die Spannungen in unseren Gemeinschaften zu groß geworden, bedingt durch die tiefgreifenden Umbrüche und das Generationsproblem in unseren Orden. Viele, besonders unsere jungen Mitbrüder, sind froh, daß die bisherige totale Regelung für und durch die Gemeinschaft endlich aufgegeben wird. Die Zeit des Patriarchalismus und des

Ritualismus ist vorbei. Deren Gehabe widerspricht dem modernen Freiheitsgefühl. Aus diesem — ich möchte es nennen — Freiheitsrausch heraus neigen viele dazu, aus dem, was man bislang Gemeinschaft nannte (allzu oft ein bloßes Nebeneinander unter einem Dach, oder ein gleichzeitiges Beieinander im selben Raum), auszubrechen. Sie glauben, ihre persönlichen Anlagen besser entfalten zu können ohne die Gemeinschaft, wie sie sich vielleicht noch versteht, d. h. ohne Reglementierung der Gebetszeiten, der Tagesordnung, der festgesetzten überkommenen Seelsorgsarbeiten. Sie meinen, ihrem vermeintlichen Anrecht so besser nachgehen zu können; sie möchten moderne Seelsorgsmethoden und -aufgaben erfüllen können, an Experimenten sich beteiligen oder solche auf eigene Faust durchführen. Sie glauben, ihre Gemeinschaften seien dazu unfähig oder zu wenig beweglich oder steril. Andere hinwiederum glauben, dem Ruf der Kirche besser entsprechen zu müssen, die nicht genügend Leute für ihre zu besetzenden Ämter und Seelsorgstellen hat. Diese mehr oder minder dringende Nachfrage der Kirche nach Leuten scheint zum notwendigen Gemeinschaftsapostolat eines Ordens in Gegensatz zu stehen. Bezeichnend ist dafür der Ausdruck, daß einer für solche Arbeiten „freigestellt“ wird. In diesem Bild vom Hinausgehen aus dem eigenen Rahmen, vom Freigeben aus der eigenen Verfügung spielte vielleicht auch der Gedanke mit, als ob diese Arbeiten doch nicht ganz zu uns paßten. Mit dieser Bemerkung möchte ich jetzt noch nicht ein Urteil über Wert oder Unwert solcher Arbeiten — vom Ordensstandpunkt aus gesehen — abgeben. Ich referiere nur die Auffassungen.

Dazu kommt die Versuchung auf Seiten der Oberen, ihre Leute derzeit an der langen Leine laufen zu lassen, zumal ja auch heute Mitbrüder sehr schnell mit der Drohung zur Hand sind, daß sie einfach gehen, wenn man ihnen nicht in ihren Wünschen nachkomme. Und es ist dies auch gar kein Problem mehr. Viele Diözesen sind überraschend schnell bereit, diesen Leuten entsprechende Posten zu geben.

Auch haben unsere Diözesen nicht minder als wir ihre großen Schwierigkeiten bei der derzeitigen unsicheren Konzeption von Seelsorgsarbeit und dem großen Mangel an Seelsorgern. Und so nehmen die Diözesen dankbar von den Orden die Leute an, die man ihnen zur Verfügung stellen kann, besonders wenn es qualifizierte Kräfte sind, ganz abgesehen von der Übernahme von Pfarreien, die wir, wenn wir wollten oder könnten, ja in Masse haben könnten.

Nebenbei bemerkt, es ist interessant, wie gerade unter unseren jüngeren Mitbrüdern sich heute wieder Ablehnung gegenüber allzu vielen Pfarreien bemerkbar macht. Sie haben erfreulicherweise schon noch ein rechtes Gespür über die Problematik der Pfarrei im Hinblick auf unser Ordensleben bzw. unser Ordensapostolat.

5. Neigungen zur Teamarbeit

Unter unseren jungen Leuten ist der Trend und der Wunsch nach sogenannter Teamarbeit sicherlich groß. Man erwartet sich sehr viel von dieser Teamarbeit. Man ist von den Erkenntnissen der heutigen Soziologie bzw. Gruppendynamik inspiriert. Manche erblicken in ihrem Optimismus darin fast das Allheilmittel für die Seelsorge.

Diese jungen Mitbrüder finden aber bei den älteren diesbezüglich wenig Verständnis. Und wenn sie versuchen, unter sich teammäßig zusammenzuarbeiten, geraten sie leicht in eine gewisse Absonderung und Distanz von den älteren und damit aber auch in den Verdacht der Conspiration und „Revolution“. So verbleiben wir in unseren Konventen, statt zum gewünschten Miteinander zu kommen, eher bei einem notwendigen Nebeneinander oder geraten gar vielleicht in die Nähe eines verdachtsgefüllten Gegeneinander. Und das löst dann allzu leicht die ungunstigen Reibereien aus, die soviel Energie auch den Besten abverlangt.

Vielleicht erwartet oder verspricht sich der eine oder andere von der Teamarbeit, von der Gruppenarbeit wirklich zu viel. Es stellt sich bald heraus, daß durchaus nicht alle, auch unter den Jüngeren nicht, teamfähig sind. Teamarbeit setzt sehr viel Selbstzucht und Verzicht auf Eigengeprägung voraus.

Im wirklichen Leben wird sehr bald deutlich, daß es ohne „Führung“ nicht geht, weder im gemeinschaftlichen Leben noch in der Durchführung gemeinschaftlich geplanter und besprochener Seelsorge. Das gilt selbst für den Idealfall von Zusammenarbeit, für die Teamarbeit. Auch wenn alles in Gemeinschaft durchgesprochen wird, auch wenn alles gemeinsam geplant wird, so braucht es dazu doch einer hauptverantwortlichen Persönlichkeit. Auch die sich nach außen hin so ohne alle Institution gebenden Gammler sind in sich doch wieder einer „Institution“ unterworfen, d. h. einem Boß.

Es wird eines klugen und weitsichtigen Oberen bedürfen, das Team, das ja zunächst einmal „nur“ oder mit Vorzug von seiner Arbeit, von seinem Ziel her bestimmt ist, auch menschlich und mitmenschlich zusammenzuhalten und „höher“ zu führen. Denn Team als solches besagt ja noch nicht Ordensgemeinschaft. Uns aber ist doch gerade ein ordens-, also auch gemeinschaftsgeprägtes Apostolat als Aufgabe gestellt.

II. NEUAUSRICHTUNG AUF DIE GEMEINSCHAFT IM APOSTOLAT

6. Die notwendige Neubesinnung auf Gemeinschaft

Als Ordensgemeinschaften müssen wir davon wegkommen, die individualisierten Formen des Apostolates, d. h. die von einzelnen ohne ausdrücklichen Bezug zur Gemeinschaft durchgeführten Aktivitäten, als uns angemessene Arbeitsformen zu betrachten. Denn dazu brauchen wir nicht

Ordensleute zu sein. Das kann auch jeder andere ausüben. Diese Stellungnahme richtet sich keineswegs gegen etwaige Charismen unter uns. Sicherlich werden wir entsprechenden Charismen in unserer Mitte nicht den entsprechenden Freiheitsraum verwehren. Andererseits sollten Gemeinschaft und Charismatiker die Frage beschäftigen, ob nicht auch die ausgeprägten Charismatiker sich wieder mehr in das Gemeinschaftsapostolat hineinbemühen sollten, um so das apostolische Wirken aller besser mitzubefruchten. Als Ordensgemeinschaften müssen wir uns entsprechend dem Ordenscharisma ganz allgemein mehr den gemeinschaftsmöglichen Apostolatsformen zuwenden bzw. denen, die vor allem eine Gemeinschaft fordern (équipe, team, Gruppe).

Vom Evangelium her sind wir zum Gemeinschaftsapostolat gehalten. „Der Herr bezeichnete noch siebzig und sandte sie paarweise vor sich her ... Er sprach zu ihnen: ‚Sagt den Leuten: Das Reich Gottes ist nahe!‘“ (Lk 10, 1—9). Wenn heute Diözesanpriester sich zusammenschließen zu Apostolatsgruppen, dann müssen wir als Ordensleute darin ein Zeichen der Zeit sehen und werten. Diese Priester tun das, was wir schon längst tun sollten, und sie tun es, weil wir es nicht getan haben. Diese Priester tun das, weil sie es als notwendig halten für ein gediegenes, gesundes apostolisches Wirken. Wir hätten als evangelische Lebensgemeinschaften von Haus aus alle Voraussetzungen dafür, aber wir haben sie bisher nicht recht genutzt und sind vielleicht auch jetzt noch nicht bereit, sie zu nützen, obwohl dies eine Forderung der Zeit ist, wirklich ein Zeichen der Zeit, das es zu erkennen gilt.

Eine im Arbeitspapier Ihnen zugestellte dritte Grundthese von P. Pöppinghaus (Vgl. OK 9, 1968, 408: 3. These), hat die jetzige Arbeitstagung angeregt. Sie lautet: „Das Apostolat der Orden ist wesentlich Apostolat einer Gemeinschaft, auf der Grundlage gemeinsamen Lebens.“

Das gegenwärtig individualisierte Apostolat der Ordensleute entspricht weder dem Wesen der Orden noch den Erfordernissen wirksamen Handelns in der Welt von heute.

Die Orden müssen sich die neuen Formen der Zusammenarbeit weltlicher Organisationen aneignen und auf diesem Wege ihr gemeinsames Leben und ihr gemeinsames Apostolat erneuern“. Sämtliche Referate und Arbeitskreise dieser Tagung beschäftigen sich im Grunde mit dieser dritten These, die, wie mir scheint, zu recht besteht.

7. Die neuen Gemeinschaftsziele und die Funktion der Leitung

Daß gerade für solch geartete gemeinschaftliche Seelsorgsarbeit dem Hausoberen eine wichtige Funktion zukommt, liegt auf der Hand. An ihm wird es liegen, ob das Haus- und Konventskapitel die ihm zugedachten Funktionen ausüben kann. An ihm wird es liegen, ob die Kräf-

te eines Konvents sinnvoll koordiniert werden und gemeinschaftsbezogen arbeiten können. Ihm wird es obliegen, neue Seelsorgsformen zu finden, die den Kräften und Bedürfnissen eines Konventes entsprechen, und andere Formen abzubauen, die nicht konventsgemäß, nicht gemeinschaftsgemäß, nicht zeitgemäß sind.

Dies gilt für Konvente, die sich im allgemeinen nur einer Hauptaufgabe widmen, wie z. B. reine Pfarrkonvente oder Wallfahrtskonvente. Dies gilt umso mehr für Konvente, die sich einer Vielfalt von Aufgaben widmen, die aber gerade deswegen eine gute Zusammenarbeit, eine Koordination der Kräfte brauchen; die dazu eben auch eine gute, überlegte Führung brauchen. Unsere Konvente müssen wieder mehr Gesicht bekommen, müssen sich profilieren. Schon die Gemeinschaft als solche muß apostolisch, missionarisch werden. Das heißt heute: Mehr Zeugnis und mehr zeichenhaftes Leben.

Die Konventsgemeinschaft muß Zeugnis geben als Kultgemeinschaft in der Liturgie, in der Eucharistiefeier, womöglich in Konzelebration durchgeführt, im gemeinsamen Beten, in volksnaher Liturgie. Welche Gestaltungsmöglichkeiten haben doch wir — gegenüber dem einzelnen Diözesanpriester — schon als Gemeinschaft.

Unsere Konventsgemeinschaften müssen Zeugnis geben als Liebesgemeinschaft im selbstlosen Miteinander und neidlosen Füreinander, wir müßten unsere Gemeinschaften öffnen auch für uns nahestehende Gemeinschaften von Laienchristen und Ordenschristen, für Ordensfrauen z. B., die um uns herum wohnen. Ihnen ein Bildungsangebot anbieten im Bibel- und Glaubensgespräch.

Unsere Konventgemeinschaften müßten Zeugnis geben als Glaubensgemeinschaften. Wir müssen miteinander reden, miteinander die Heilige Schrift lesen und durchbesprechen, miteinander die Predigt vorbereiten und die Seelsorgsaufgaben durchsprechen. Auch wiederum mit den uns nahestehenden Laien.

Unser Gemeinschaftsleben hat durch die Entwicklung in der Kirche eine neue Bedeutung bekommen. Die Kirche hat uns hingestoßen auf das Eigentliche und Ursprüngliche unseres apostolischen Lebens und Wirkens. Unsere Konvente haben heute die fast einmalige Chance, Mittelpunkt einer Verbandspfarrei zu werden, als Centro zu pastorieren, als geistiges und geistliches Zentrum in einer Stadt und auch für Landdekanate zu fungieren, als geistiges und geistliches Zentrum für die Priesterseelsorge, für die Ordensfrauenbildung und -weiterbildung, als Zentrum für die Erwachsenenschulung und -bildung, als geistiges Zentrum für die verschiedenen Laienorganisationen, die Multiplikatoren unseres Geistes und Wirkens sein können. Wir haben als Gemeinschaft doch viel mehr Möglichkeit und Angebot als ein einzelner Pfarrer.

Aus alledem ergibt sich, daß das Oberenamnt heute wichtiger ist als früher, das Oberenamnt freilich richtig verstanden. Denn nur in offenem, ehrlichem, vertrauendem Gespräch und selbstlosem Miteinander und Füreinander können die großen Aufgaben gemeistert werden, die auf uns zukommen; wir vermögen sie bei der geringer werdenden Zahl unserer Mitbrüder und unserer Gemeinschaften dennoch zu leisten, wenn gut geplant und selbstlos gedient wird.

Gedankenaustausch zum Vortrag von P. Bonifatius Strack

1. Einige Schwestern zeigten sich nicht wenig verwundert (um nicht zu sagen: entsetzt) darüber, wie offen Männer über die Tendenzen sprechen, die sie in ihren Kommunitäten beobachten, Trends einer gewissen „Befreiung“ aus einer bislang zu starken Umklammerung durch das, was sich Gemeinschaft nannte, was aber oft genug den Charakter einer „totalen Institution“ hatte, einer Institution, die den Menschen ganz für sich beansprucht. Die meisten Schwestern erkennen an, daß ähnliche Vorgänge auch bei ihnen zu beobachten sind.
2. Ziemlich alle geben zu, daß man diese Herauslösung nicht (allzusehr vereinfachend) mit Verlust des Ordensgeistes bezeichnen darf, also gleich Mangel an Sinn für den religiösen Charakter des Ordens und gleich Mangel an Liebe zur Gemeinschaft oder gleich Mangel an Gehorsam; die frühere Auffassung von Gemeinschaft könne nicht beanspruchen, die einzige, einzig gültige Auffassung von Gemeinschaft zu sein. Was hier vor sich gehe, sei zum großen Teil ein ganz natürlicher Differenzierungsprozeß, teils durch die neue Wertung der Person, teils durch die neuen Ansprüche der fachlichen Qualifikation ausgelöst. Die neue Sicht könne sich in rechter Weise nur durchsetzen, wenn man mit der Gemeinschaft zugleich diese Faktoren neu ins Spiel bringt, auch den für Weiterbildung und Mitverantwortung im Bereich der Arbeit unentbehrlichen privaten Spielraum. Das wird sich nicht von heute auf morgen einpendeln. Man dürfe sich nicht wundern, wenn gewisse Vorgänge des Übergangs allzu offenbar aus dem Rahmen fallen. Der Übergang stelle große Anforderungen an sämtliche Mitglieder unserer Kommunitäten, vor allem an jene, die Verantwortung tragen. Wenn eine flexible Ordnung gefunden und durchgehalten werden soll, wird auf allen Seiten und Ebenen viel Geduld und Verständnisbereitschaft verlangt.
3. Es wird zugestanden, daß die Zugehörigkeit zu einem Team und die Zugehörigkeit zu einer Lebensgemeinschaft nicht dasselbe sind; darum sind auch die Anforderungen für das eine und das andere nicht gleich. Nicht jeder, der zur Teamarbeit bereit und fähig ist, sei schon dadurch bereit und fähig zu einem Zusammenleben, das persönliches Aufeinanderzugehen beinhaltet; und nicht jeder, der die Eignung und Neigung für das Letztgenannte mitbringt, sei auch zur Teamarbeit geneigt und geeignet. Für weitere Feinheiten in den Unterscheidungen wurde auf Literatur verwiesen z. B. Josef Pieper: Grundformen sozialer Spielregeln (Verlag Josef Knecht, Frankfurt 1966⁵); Theodore M. Mills: Soziologie der Gruppe (Juventa Verlag, München 1969); Udo Perle: Arbeiten im Team (Katzmann Verlag, Tübingen 1969).
4. Der Bedarf nach persönlichem Spielraum für Selbständigkeit, Verantwortung, Studien, Weiterbildung und sonstige soziale Grundbedürfnisse ist sowohl auf Grund persönlicher Neigungen wie auf Grund der beruflichen Tätigkeit von Person zu Person verständlicherweise unterschiedlich. Man solle ihn nicht gleichzuschalten versuchen. Andererseits werde man zum

Schutz von Gemeinschaft und Gemeinsamkeiten gewisse Grundforderungen stellen und respektieren müssen, wenn Gemeinschaft nicht nur auf dem Papier stehen soll. Hierfür sind das grundsätzliche Ja zur Gemeinschaft, praktische Klugheit, Toleranz, verbunden mit Kompromißbereitschaft, unentbehrliche Haltungen. Bei alledem sei Sorge zu tragen, daß die klösterliche Gemeinschaft die Bezogenheit auf sich selbst nicht in einem ungunstigen Sinn kultiviere, zum Schaden von Umweltbezogenheit und -sorge.

5. Die Befähigung zur Arbeit im Team muß in Heranbildung und Erziehung als Ziel prinzipiell und praktisch viel stärker als bislang herausgestellt werden. Die fachliche Seite hat diese sachlich notwendige Differenzierung mit der Sicht fürs Ganze zu verbinden, die charakterliche Seite muß neben Kameradschaftlichkeit und dem Sinn für Zusammenarbeit auch die Haltungen entwickeln, die in der Forderung nach einem richtigen Selbststand eingeschlossen sind. Für die klösterliche Erziehung und Aszese ein lohnendes Aufgabenfeld! Vgl. Missionsdekret Nr. 25; Heinrich Klomps: Tugenden des modernen Menschen, Bd. 6 der Reihe: Christliches Leben heute (Verlag Winfried-Werk, Augsburg 1970).

6. Vertreter verschiedener Ordensgemeinschaften ließen wissen, daß es in ihren Reihen den einen oder anderen gibt, der die ganze Provinz am liebsten in Kleingruppen aufgeteilt sähe, um die größeren und mittelgroßen Kommunitäten wegfällen zu lassen. Die meisten waren der Meinung, daß solch ein Versuch, auch wenn er behutsam unternommen würde, doch wohl zum Scheitern verurteilt sei. Man müsse die Grenzen sehen: In jeder Provinz gebe es Leute, die sich für Gruppenleben und -arbeiten nicht eignen; andere seien zeitweise (z. B. im Hochschulstudium) individuell so angefordert oder örtlich so postiert, daß sie zum mindesten in dieser Zeit sich in Gruppen (der eigenen Gemeinschaft) kaum einordnen können. Eine Provinz brauche überdies auch immer Fachleute (z. B. der Verkündigung), die durch Beweglichkeit ausgezeichnet sind und auf gewisse Anforderungen hin für besondere Einsätze zusammengestellt werden. Schließlich gebe es Aufgaben, die ohne größere Kommunitäten nicht gemeistert werden können: Ausbildungshäuser, Druckereien, Schulen, Internate, Altersbetreuung. In diesen Fälle sei nicht die Aufteilung in völlig selbständige Einheiten, sondern die möglichst große Verselbständigung durch Untergliederungen der Weg, die Vorteile eines Lebens in Gruppen zu gewinnen.

7. Als sehr aktuell wurde die Sorge empfunden, wie man denen hilft, die als Kleingruppe ein Eigendasein zu führen begonnen haben, vielleicht sogar in nicht geringer räumlicher und innerer Distanz von der Gemeinschaft, zu der sie rechtlich gehören und zu der sie auch menschlich nach wie vor gerechnet werden möchten. Die Umstände, unter denen es zu dieser „Trennung“ gekommen ist, sind zuweilen so, daß die freundliche Verbindung, die der rechte Boden wäre, durch ein gespanntes Verhältnis abgelöst ist, durch eine Kluft des Einander-Nicht-Verstehen-Könnens und des Sich-Nicht-Weiter-Auseinanderlebens. Eine in jeder Hinsicht unguete Situation! Wohin soll die Gruppe sich wenden, wenn sie auf Grund des (unvermeidbaren) Gruppenprozesses oder auf Grund von sonstigen ungünstigen Verhältnissen auf sich allein gestellt nicht gut zurechtkommt oder sogar in bedrohliche Krisen gerät? Woher müßte dann die Hilfe kommen und wie müßte sie aussehen, wenn die Entwicklung gut weitergehen soll? Kann in jedem Fall die „entsendende“ oder „entlassende“ Gemeinschaft selbst diesen Dienst wahrnehmen, ob man ihn nun in Begriffen der Kirche Visitation oder in Begriffen der Gruppendynamik Supervision nennt? Müßte es so etwas wie eine Studiengruppe geben, die sich im Auftrag der Bischöfe oder der Ordensvereinigungen dieser Gruppen annimmt? Man hatte den Eindruck, daß in dieser oder jener Richtung etwas Praktikables vorzubereiten ist.